



# LITERATUR IN DEN SPRACHEN BERLINS 2024

**Orhan Murat Bahtiyar**

**Ein Unfall  
(Auszug)**

*Aus dem Türkischen von Johannes Neuner*

Ich lehnte aus dem Fenster meines Zimmers und rauchte. Außer den kleinen Toilettenfenstern in der unverputzten Mauer gegenüber war nichts zu sehen. Hören konnte ich an diesem Abend dafür ein lautes Hupkonzert, veranstaltet von Leuten, die das enthemmende Gefühl hatten, in der Mehrheit zu sein. Ich strich die Haare aus dem Gesicht und stopfte sie mir in die Bluse; ich hatte das Kopftuch vergessen. Mein Blick fiel auf den überflüssigen Balkon des Schlafzimmers nebenan und auf die Wäsche, die ich am Nachmittag dort aufgehängt hatte; sie flatterte im Wind, ohne sich von den Klammern befreien zu können. Ich schloss die Augen, füllte meine Lungen mit dem verbotenen Tabakrauch und sann vor mich hin: Wenn alle meine Verwandten und Bekannten, alle, die irgendwann meinen Lebensweg gekreuzt hatten, auf einmal tot umfielen – wäre das wohl die Freiheit?

Ich verbarg die Zigarettenschachtel hinter Büchern und brachte meine Haare in Ordnung. Aus der Tasche der Jacke, mit der ich die Milchglasscheibe der Tür zum Wohnzimmer verhängt hatte, zog ich ein Päckchen Kaugummi. Ich nahm zwei heraus und steckte sie mir in den Mund. Nachdem die Süße nachgelassen hatte, spuckte ich sie aus und roch an meinen Fingern.

Im Wohnzimmer saß meine Mutter auf der gepolsterten Bank am Fenster, war in einen Koran vertieft, der nur knapp auf ihren Schoß passte, und fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang. Auf der Bank gegenüber saß mit angewinkelter Bein mein Vater, hatte den Unterarm auf dem Knie abgestützt und wippte mit der Fernbedienung. Er schaute kurz auf. Sein „Hast-du-noch-keinen-Tee-gekocht?“-Blick war mir bekannt. Ich räumte die Teller und den Krug vom niedrigen Esstisch und verschwand in der Küche.

Auf der kleinen Ablagefläche fand nicht einmal das Geschirr von vier Leuten Platz; ich hielt die Teller kurz unter Wasser und stellte sie in die Spülmaschine, die mein Bruder nach seiner gescheiterten Ehe an Land gezogen hatte. Ich goss den Tee auf.

Während ich das Kupfertablett abwusch, schaute ich zu meinem Vater hinüber; er sah zufrieden aus. Klar, sie hatten gewonnen. Es musste eine Genugtuung sein, im Kaffeehaus bald als derjenige dazustehen, der Recht behalten hatte – selbst wenn er nur ein armer Bauer war, der sein Leben lang den Buckel krummgemacht hatte, ohne den Stallgeruch je losgeworden zu sein. Ich wähle nicht. Weil ich nach sechs Jahren noch immer keinen eigenen Ausweis besitze. In diesem Haus, in dem es schon als Zeichen höherer Bildung gilt, das Gymnasium auch nur abgebrochen zu haben, vegetiere ich vor mich hin, ohne dass jemand Notiz davon nimmt – außer dem Krämer an der Ecke. Und außer den Brautwerberinnen natürlich, die mein Alter stets im Blick haben und regelmäßig an unsere Tür klopfen, auch wenn das in den letzten zwei Jahren schon deutlich nachgelassen hat. Mein Vater findet es inzwischen gar nicht mehr so schlimm, dass ich noch nicht verheiratet bin. „Ist doch gut“, hat er einmal zu meiner Mutter gesagt, „dann kann sie sich im Alter um uns kümmern.“

„Ist der Tee noch nicht fertig?“, fragte mein Vater nach, diesmal ohne seinen Blick vom Bildschirm zu wenden. „Nein“, sagte ich und raffte

die Tischdecke zu einem Bündel zusammen, das ich mir unter den Arm klemmte, „das Wasser fängt gerade erst an zu kochen.“

Ich stellte das Kupfertablett neben den Kühlschrank. Jetzt ging auch endlich die Tür gegenüber der Küche auf und mein Bruder kam wieder zum Vorschein. Er hatte sein Schlafanzugoberteil an und die Socken über seine lange Unterhose gezogen. Noch ehe er im Wohnzimmer war, hatte ich die Klotür eilig hinter ihm geschlossen. Ich nahm das Emailletablett mit Rosenmuster aus dem Schrank und stellte die halb mit Teesud befüllten Gläser darauf. Sowie einen größeren Becher für mich. Für einen Augenblick hatte ich das Gefühl, sterben zu wollen, weil ich so anders war. So anders dachte, so anders fühlte, so andere Wünsche hatte ...

Nach hinten geneigt, um den heißen Dampf nicht in die Augen zu bekommen, goss ich den Sud mit kochendem Wasser auf. „Zeynep!“, rief mein Bruder von nebenan und, bevor ich etwas sagen konnte: „Wo bleibt der Tee?“

Ich trug das Tablett ins Wohnzimmer und stellte es zwischen meinem Vater und meinem Bruder auf der Bank ab. Meine Mutter würde jetzt keinen trinken. Als ich mich mit meinem Becher neben sie setzte, drang mir das enervierende Schmatzen ans Ohr, das sie mit ihrer Zunge immer erzeugt. Ich staunte, denn normalerweise hört man es kaum. Meine Mutter ist wie die anderen Frauen, denen es die Sprache verschlagen hat, sie macht kaum einen Mucks.

Mein Bruder hatte seinen Tee in zwei großen Schlucken geleert. Ich überlegte, ihm auch einen Becher anzubieten, ließ es aber doch lieber sein. Ich tat so, als hätte ich nichts bemerkt, und folgte dem Fernsehprogramm. Landesweit wurde gefeiert. Die Urnen waren zu siebenundneunzig Prozent ausgezählt und hatten die anderen, die in der Minderheit waren, längst geschluckt.

„Zeynep!“, meldete mein Bruder sich kurz darauf wieder zu Wort. „Mach doch schon mal mein Bett. Noch einen Tee, dann lege ich mich hin.“ Ein dezenter Hinweis an unsere Eltern, sich bald zurückzuziehen, damit er das Fußballspiel schauen kann. Er schläft im Wohnzimmer.

Als ich das Bettzeug aus dem Einbauschränk im Flur geholt hatte und zurückgekehrt war, hatte sich mein Vater zu meiner Mutter gesellt.

Mein Bruder saß den beiden im Schneidersitz gegenüber. Allerdings stand das Tablett noch auf der Sitzbank. Ich legte das Bettzeug zur Seite und stellte das Tablett auf die Kommode. Während mein Bruder sich die Socken auszog und neben den Fernseher warf, reihte ich die Kissen an der Wand auf.

Als ich das Bettlaken auflegte, fiel mir wieder einmal das Foto an der Wand auf. Meine Eltern, mein Bruder und meine Schwestern. Alle stehen. Niemand lacht. Weil es so vergilbt ist, sieht alles noch trostloser aus. Ich bin nicht mit darauf, oder jedenfalls nicht zu erkennen. Meine sechs Geschwister sind alle versammelt, während ich, in Windeln gewickelt, von meiner Mutter gehalten werde. Und in Windeln gewickelt bin ich ja noch immer irgendwie. Ein Unfall, nur zur Welt gebracht, weil Abtreibung Sünde ist.

Mein Bruder warf sich auf das gemachte Bett und riss mich damit aus meinen Gedanken. Ich setzte mich zu meinen Eltern und wollte mich gerade entspannen, als mein Vater, wie auf Kommando, den Kopf in den Nacken legte, seinen letzten Rest Tee ausschürfte und den Löffel klirrend ins Glas fallen ließ.

Also ging ich in die Küche, um ihm einen neuen aufzugießen, wonach ich die Flamme ein wenig herunterdrehte. Ich zögerte kurz, löschte sie ganz und drehte dann voll wieder auf.

Während ich mich zu meinem Vater hinunterbeugte, um ihm den Tee zu reichen, schaute ich ihm direkt in die selbstgefällig blickenden Augen. Ich sah meine Mutter, die dasaß, als wäre sie allein dazu da, ihr geblümtes Kleid auszufüllen, sah die baumelnden Füße meines Bruders und schließlich wieder das Foto.

Dann ging ich in mein Zimmer. Ich holte meine Zigaretten aus ihrem Versteck, nahm das Feuerzeug aus der Schachtel und zündete mir eine an. Ich setzte mich ans Kopfende meines Betts, direkt vor das Fenster, und nahm erstmals in meinem Leben, das seit meiner Kindheit unveränderte Bild vor Augen, im Sitzen einen Zug. „Die Freiheit“, sagte ich mir, „beginnt damit, die Familie zu töten.“